

# Gugutzli [Schluss]

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633993>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## GUGUTZLI

Von HANS ZULLIGER

(Schluss)

Sie versäumte nie wieder, dem Gugutzli von allem Guten, was sie selber besass oder zubereitete, einen gebührenden Anteil zu überreichen, und sie verwöhnte ihn so gründlich, dass er bei einer jeden Mahlzeit als erster bedient sein wollte. Guten Freundinnen verriet sie, dass sie gezwungen sei, ihre Schweizerpillen nun im Nachttischschublädchen aufzubewahren und sie im Verborgenen einzunehmen, denn der Gugutzli hätte es sonst nicht anders getan, als dass er auch davon hätte geniessen wollen. Die Folgen in einem solchen Falle — nun, Fräulein Hulda wollte jedenfalls die Verantwortung dafür nicht übernehmen!

Gab man aber Gugutzli nicht sofort und ohne Widerrede, was er gerne haben wollte, so schrie er: „Donnerwetter!“

Mit diesem hässlichen Ausdrucke, der die beiden Herrinnen des Hauses je und je beschämt erröten liess, hat es auch seine Bewandnis.

Fräulein Maria hatte an einem Nachmittage einst zwei etwa burschikose Jünglinge zum Tee nach Hause geladen, während Mutter und Schwester abwesend waren und der Vater seinen Geschäften nachging.

Am selben Abend rief Gugutzli, als man friedlich beim Nachtmahle sass und nichts Böses ahnte, mit rauher Stimme: „Donnerwetter!“

Nachdem sich die Familie genugsam entsetzt hatte, erriet die besorgte Frau Hohermuth mit Leichtigkeit, wo der Vogel das unpassende Wort her hatte, und Fräulein Maria musste nun nicht nur klipp und klar alles eingestehen, sondern auch hoch und teuer versprechen, nie wieder solch unerzogene Leute in die Hörnähe Gugutzlis zu bringen.

Trotzdem man sich in der Folgezeit äusserst befliss, den Gugutzli nicht zu reizen, damit er den so peinlich anzuhörenden Ausdruck wieder vergesse — (was mussten auch die Besucher über den Gesprächston der Hohermuthschen Familie denken!) — trotzdem man ihm hundert andere, artige Wörter, höfliche Redensarten und Sätzchen beibrachte, wie: „S'il vous plaît, Madame!“ — „Bitte, bitte!“ — „Ça me plaît beaucoup!“ — „Herzlich willkommen!“ — „Papperlapapp!“ — „Au contraire!“ — „Mit Vergnügen!“ — „Bon appétit!“ — „Wie meinen Sie?“ — „Fermes la porte!“ und so weiter, immer wieder brachte Gugutzli mit seinem aller gutbürgerlichen Schicklichkeit höhnersprechenden „Donnerwetter!“ die Familie in Verlegenheit und Aufruhr.

Zwar, der Vater und seine Lieblingstochter litten so sehr nicht darunter, sie lächelten im Gegenteil heimlich über den unartigen Gugutz, der die anderen Familienglieder dadurch in Verzweiflung brachte, dass ihre wohlgemeinten Erziehungseinflüsse an dem Vogel erfolglos blieben.

Die vielen und bunten Belehrungen verwirrten den armen Gugutzli nur. Allein, man ergab sich erst in diese Einsicht, als er einst der eingeladenen Frau Stadtrat Doktor Rübsamen, einer schrecklich aufgetackelten und sowohl an Fett-, als auch an Klatschsucht leidenden Dame, bei ihrem Eintritt in den Salon der Frau Hohermuth zureishte, indem er in die entfernteste Käfigecke zurückwich und die Federn sträubte: „Au contraire — bitte — fermes la porte — s'il vous plaît — wie meinen Sie — Donnerwetter!“ und diesen Sermon mit zwei äusserst gellen Pfiffen beschloss.

Solche ungeahnte Kombinationen in Gugutzlis Redekünsten vermochten — das braucht wohl nicht noch besonders gesagt zu werden — die Damen zu drei Vierteln in Ohnmachtsanfälle zu versetzen, und unausgesprochenermassen trug sich Frau Hohermuth eine Zeitlang ernsthaft mit dem Gedanken, ob es nicht weise wäre, den Papageien bei einem Händler gegen ein Huhn umzutauschen, für das

man im Gärtchen einen kleinen Stall hätte einrichten können. Jedoch, das kluge Tierchen, als ob es die schlimmen Absichten erraten hätte, wusste die erboste Frau dadurch wieder zu rühren, versöhnen und umzustimmen, dass es ihr, wenn sie ihm etwas zum Fressen reichte, das Köpfchen neigend sagte: „Bitte, bitte, s'il vous plaît, Maman!“

Auf die Aussprache des letzten Wortes verlegte er einen besonderen Schmelz, und es ist nicht zum wundern, wenn ihm Frau Hohermuth erlag.

Um den Vogel — bildlich gesprochen — ins rechte Licht zu setzen, war es nötig, dass die oben berichteten Vorfälle erzählt wurden.

Kaum hatte man nämlich bei Herrn Hohermuths diese Erfahrungen mit Gugutzli gemacht, als man anfang, allgemein seine Sprache zu pflegen, sich nicht mehr anders als gewählt und gebildet auszudrücken und alle Redensarten zu vermeiden und zu verpönen, denen auch nur von weiter Ferne der Geruch des Vulgären anhaftete.

Und ich meine, ohne mich hierin als massgebende und nicht eines anderen belehrbare Persönlichkeit aufschwingen zu wollen, darin liege Gugutzlis ausschliessliches Hauptverdienst, jawohl!

Wenn beispielsweise Fräulein Maria beim Mittagessen einen gesottenen Ohrwurm im Süsskraut drin fand, so legte sie ihn still und mit einem entsagungsvollen Blicke auf Gugutzli auf die Seite in den Suppenlöffel, anstatt dass sie aufbrauste: „Hulde! Was ist das wieder für eine Schweinerei!“ oder ähnlich.

Konnte sie sich einer Aeusserung ihres Abscheues und Aergers nicht enthalten, so verabreichte sie ihrer Schwester blitzschnell einen Stoss mit dem rechten Ellbogen und sprach dann sanft zu der Erschrockenen: „Ich kann nicht begreifen, warum man die städtische Wasserleitung abstellt, wenn es Kohl zu Mittag gibt, du wohl auch nicht, liebe Hulda?“

War dem Vater ein Käseggeschäft unters Eis gegangen, wie er zu sagen pflegte, so seufzte er, wenn er heimkam, ergeben und reichte Gugutz ein Zuckerlein, indem er sich mit der freien Hand den Stehfallumkragen über dem gestärkten Vorhemde ausweitete.

Gelang es ihm nicht, ganz zu schweigen, und begann er mit einer abschätzigen Rede über einen Konkurrenten, so hielten sich Gattin und Töchter schom beim zweiten Worte, das ihm ab der Zunge rollte, bedeutsam den Finger auf den Mund und schielten nach dem Papagei, so dass der gequälte Käseexporteur seinem aufgestapelten Zorne nicht anders Luft machen konnte, als indem er etwa knirschte: „Es hat mir wiederum so ein ver—wandter H—err ein flottes Geschäft mit der Firma Brüderlein in Stuttgart verd—orben!“

Frau Hohermuth unterliess die wohlgezielten kleinen Spitzeleien, wenn ihr Gespons von einer seiner halbwochenlang dauernden Extratouren jenseits des legitimen Ehelebens heimkehrte. Sie befliss sich im Gegenteil, ihn recht nett zu empfangen. Ging er, so sagte sie ihm herzlich: „Auf Wiedersehen, Friedrich!“ Rückte er wieder an, so öffnete sie die Türe weit und rief zum Willkomm:

„Gugutzli, schau, wer ist heimgekommen?“

„S'il vous plaît, Papa!“ jauchzte der Vogel voller Freude, indem er mit den Flügeln rauschte, „Bon appétit!“ und rollte die Augen.

Es kam schliesslich so weit, dass man sich besonderer unverdächtiger, ja, das gerade Gegenteil ausdrückender Wörter bediente, um einander die Meinung zu sagen.

„Deine Suppe ist wirklich ausgezeichnet!“ lobte Fräulein Maria, zu ihrer Schwester gewendet. Dann ergriff sie ihren

Teller und ging leichten Fusses in die Küche, um ihn in den Schüttstein auszuleeren, weil sein Inhalt so versalzen war, dass sich Marias zarter Hals weigerte, das Süsschen hinabrutschen zu lassen.

„Ausgezeichnet!“ echote Gugutzli, wenn sie wieder zu Tisch sass.

„Wie läuft das Geschäft?“ fragte Fräulein Hulda, wenn Herr Hohermuth nach vier Tagen Abwesenheit an unbekanntem Orte endlich wieder nach seinem Käse und nach seiner Familie Umschau hielt.

„Bitte, bitte, mit Vergnügen!“ antwortete statt des Angeredeten der Papagei, und Herr Hohermuth lächelte abwesend in sich hinein, oder er richtete einen schadenfrohen Blick auf seine Gattin.

Und wenn die Mutter mit geheime Tadel auf ihre jüngere Tochter einredete, etwa: „Ich fürchte, dass du einmal doch an den Falschen kommst — es hat schon manches junge, unerfahrene Mädlein —“, dann passierte es, dass sie von Gugutzli unterbrochen wurde: „Papperlapapp — ça me plaît beaucoup!“

Es ist nicht zuviel gesagt, auch wenn es kühn klingt, wenn ich behaupte, dass der Papagei schliesslich der Haupt- und Mittelpunkt der Familie Hohermuth wurde, das verbindende Band, der Dämpfer aller affektbetonten Ausbrüche und Aussprüche, der Hüter vornehmer und feiner Umgangsformen, der Bewahrer häuslichen Friedens, der Grund einer lächelnden, geradezu japanisch zu nennenden Liebenswürdigkeit. Und er war nicht gewillt, diese einmal errungene hochwichtige Stellung vor seinem Ableben aufzugeben.

Doch dieses kam rasch und unerwartet!

Einmal, an einem schönen Junivormittage um dreiviertel auf Elfe, als die Mutter und Fräulein Hulda gerade mit der Zubereitung eines Griespuddings mit Sultaninen beschäftigt waren, hörten sie von der offenen Veranda her, wo sich der unbeaufsichtigte Gugutzli am Sonnenschein und an der Pracht eines im tiefsten Rot blühenden Topfkaktus erfreuen sollte, ein klägliches und erwürgtes Röcheln.

Als die beiden zutode Erschrockenen hinzugelassen kamen, die eine mit der Kelle in der Hand und die andere mit dem Papiersack im Arme, entfernte sich schleunigst und misstrauisch um sich blickend ein schwarzer Kater. Den Gugutzli aber fanden sie mit durchgebissenem Genicke ohne Lebenszeichen an seinem Gestelle hängend.

Es erübrigt sich, den allgemeinen Jammer und die Trauer der Familie Hohermuth zu beschreiben. Es sei nur festgestellt, dass alle Nachforschungen über die Herkunft des mörderischen Katzentieres (damit man von seinen Besitzern Schadenersatz, beziehungsweise Schmerzensgeld hätte fordern können) zu nichts führten, und dass auch die Nachforschungen des Detektivbureaus „Findig“ nur eine Rechnung einbrachte, über die Herr Hohermuth fünf Minuten

lange Ausdrücke verschwendete, die gottlob der arme Gugutzli nicht mehr zu hören brauchte. Man sah und hörte den Kater nie wieder, man wusste nicht, woher er gekommen und wohin er verschwunden war. Zuletzt war Herr Hohermuth gezwungen, das Verfahren gegen ihn einzustellen, weil böse und vor allem abergläubische Zungen sich in der Nachbarschaft regten und behaupteten, es sei in der Hohermuthschen Wohnung nicht mehr geheuer. Um diese Gerüchte den Boden unter den Füssen wegzunehmen, liess er an seinem Stammtisch im Restaurant „Zum goldenen Zebra“ verlauten, er habe die schwarze Katze unter der Bette seiner Frau Gemahlin gefunden und mit einem Säbel um den Hals hingerichtet.

Es kam nun über die Familie Hohermuth eine schlimme Zeit. Diese dauerte ungefähr ein Jahr lang. Es war, als tobte sich nun alle die Leidenschaften, die man geraume Zeit lang Anbetracht Gugutzlis Sprachauffassungsvermögen still in den Herzen zurückbehalten hatte, in einem wahren Hexensabbath aus. Ausser aufgeregten Reden, heftigem Anschreien und Weinen hörte man nicht selten Türen, die an Kanonendonner ins Schloss schmetterten.

Fräulein Hulda war die erste, die es nicht mehr aushalten konnte und schon im Herbst dem väterlichen Hause Valet sagte. Sie suchte und fand eine Stelle als Haushälterin in einem frauenlosen Haushalte bei einem alleinstehenden Rentner, der am Gestade des Genfersees eine Villa mit elf Zimmern sein Eigen nennen konnte.

Auf Ostern dampfte Fräulein Maria davon. Sie hatte beim Tennis einen jungen Engländer so bezaubert, dass sie heiratete und in seine Heimat entführte, begleitet von den Segenswünschen ihrer Eltern.

Jetzt waren Herr und Frau Hohermuth allein. Nachdem sie sich lange genug überlegt hatten, ob sie weiter bei einander bleiben oder in ihren alten Tagen noch die Einsamkeit scheiden lassen wollten, entschlossen sie sich in vernünftiger gegenseitiger Aussprache des Nun-einmal-zusammengekommen-Seins und des Prestiges der Firma Hohermuth sowie in Rücksicht auf die Familie ihres vornehmen Schwiegersohnes keinen Skandal zu machen und sich schlecht zu vertragen.

Und seitdem geht es bei ihnen ganz gut!

Trotzdem der gewaltsame und nicht vorausgesehene Tod Gugutzlis wirklich unser herzlichstes Bedauern auslöst, kann man, wenn man den Verlauf der Dinge objektiv betrachtet, nicht behaupten, dass sein Abschied aus dieser Welt ein Unglück für die Familie bedeutet hätte.

Immerhin meinen wir, Gugutzli hat es reichlich verdient, dass er von der Familie Hohermuth nicht so bald vergessen wird, dass ferner ein weiteres Publikum und schliesslich die deutsche Literatur durch diesen Artikel von seiner Bedeutung Notiz nehme!

## Höhlenbärenjäger im Simmental

Vlr. Der Höhlenbär, grösser noch als die stattlichsten Exemplare des heute in Europa lebenden Braunbären und wie dieser wohl mehr Pflanzen- als Fleischfresser, war vor der letzten Eiszeit in den gebirgigen, bis hoch hinauf bewaldeten Teilen ganz Europas stark verbreitet. In Felshöhlen vieler Länder hat man die Reste von Hunderten und Tausenden dieses mächtigen Tieres gefunden, auf das der Mensch der letzten Zwischeneiszeit auch im Gebiete der Alpen Jagd machte. So sind Wild und Jäger auch in Höhlen der Ostschweiz, des Rigi, des Simmentals und des Juras nachgewiesen worden.

Im Berner Oberland waren es zwei gebürtige Simmentaler, die Brüder David und Albert Andrist, Lehrer in Pieterlen und Bern, und ihr Kollege Walter Flückiger in Koppigen, die den Höhlenbär vor 13 Jahren in einer Höhle ob Oberwil

im Simmental und dann auch in einer Felsbalm ob Boltigen entdeckten. Während acht Jahren (1928—1936) haben sie in ihren Herbstferien, von einheimischen Hilfsarbeitern unterstützt, seine Zähne und Knochen jeweilen in wochenlang hingebender Arbeit unter jahrtausendealten Lehm- und Schotter-schichten mühselig ausgegraben, sorgfältig geborgen, gewissenhaft registriert und dem Leiter der urgeschichtlichen Abteilung des Bernischen Historischen Museums, Prof. O. Tschumi, sowie Dr. Ed. Gerber vom Naturhistorischen Museum unterbreitet. Unter den teils gut erhaltenen, teils zertrümmerten Ueberbleibseln älterer, jüngerer und jüngster Exemplare des Höhlenbären und anderer, kleinerer Tiere, die diese Höhle zu verschiedenen Zeiten gelegentlich als Unterschlupf benutzt haben mögen, fanden sich auch primitive Werkzeuge aus Höhlenbärenknochen, vereinzelt primitive Steinwerkzeuge